

Der alte Lehmann

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 48

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eingefangen hätte, um mit ihr ein kleines Geschäftchen zu machen.

In meiner Ameisenhaufenaufgeregtheit gab ich dem mich also titulierenden Fräulein gleich ein Schock Zeitungen auf einmal in die Hände und natürlich alles verkehrt. Anstatt das Journal kriegte ich die Münchner Neuesten und das Berliner Tageblatt am papiernen Widel zu fassen. Zeitungen, die mir ein kleines Potsdamregiment von heimwehkranken, soldatischen, Reichsdeutschen, ein halber Matheferbräukeller voll biederer Ober- und Niederbapern abkaufte, aber beileibe keine amerikanische Miß. Die vermochte erstens kein Deutsch zu lesen und zweitens studierte sie überhaupt keine Politik, keine Kunstkritiken, keinen Börsentourier und was dergleichen Sachen mehr sind. Cartoons, Mutt und Jeff, Max und Moritzgeschichten, Kinoflatich, Parisermode — daraus bestand die leichte Kost dieser Damen und nicht aus massiven deutschen Bohnen- und Kartoffelsuppen. Und diese leichte Kost war samt und sonders im Journal zu finden.

Lächelnd gab mir die so plötzlich zur Himmelkönigin erhobene Schöne die Neuesten, das Tageblatt, und was dergleichen mehr war, zurück, sich selbst nach dem geliebten Journal niederbückend. Ich stammelte um Verzeihung. Sie meinte, daß alles in Ordnung sei. Sie fragte mich, wer ich wäre und wie ich hierher gekommen, und so gab ein Wort das andere, bis ein Rosenkranz daraus wurde, und der Stelzfuß und der Budlige mir um ein Duzend verkaufter Zeitungen voraus waren.

Unsere Freundschaft von ungefähr ist dann trotz aller Kälte und trotz allen Stürmen, die die alte Brooklyn-Brücke umschnoben, wärmer und wärmer geworden. Ich wärmte mich an ihr wie ich mich weiland an den Holzhaferfeuern im kanadischen Westen gewärmt habe. Und über meinen Zeitungsbergen fing ich an zu träumen anstatt zu krähen wie ein Hahn auf dem Mist — und das hieß sich ein Zeitungshändler, der Karriere machen wollte!

Ich träumte — und ich träumte einzig und allein von meiner Maggie. Sie war meines Amerikas goldener Westen und floridaischer Süden. Und sie war schöner wie das alles. Sie war schöner wie die Sierra Nevada im Abendglühen, schöner wie das schimmernde Land mit den kristallinen Bergen Masfas, das ich einst mit meinen Augen umfassen durfte. Alles aber, was ich in einem irren, wirren Jugendlieben genossen hatte, wollte ich ihr ans Herz drücken gleich einem Blumenstrauß. Süße, wilde Blumen, süß wie Magnolienblüten im Frühling von Pasadena, leidenschaftlich wie Feuerrosen am mexikanischen Golf und treuer als die Veilchen, die wilden, wilden, einsamen Veilchen, die auf den Klippen des Riesenconons, auf den vom Kolorado tobend durchschossenen Bergwällen von Arizona.

An einem Abend, da ich wieder so ins Träumen gekommen war und gerade mit mir ausmachte, ob ich in meinem nächsten Gedichtverbrechen die Liebste als Palme oder als Myrthe darstellen sollte, stand auf einmal die Angebetete vor meinen Augen und befahl mir, die Zeitungen sein zu lassen, da sie für mich eine meiner würdigere Beschäftigung gefunden hätte. Ihr „Boß“, der Advokat, würde mich ohne weiteres in seinem Bureau anstellen; da sie mich in allen Farben des Regenbogens geschildert, sei ihr das Wunder geglückt und könne ich deshalb ruhig dem Morgen entgegensehen. (Schluß folgt.)

Der alte Lehmann.

Von H. Keller.

Kürzlich traf meine Mutter mit einem Kameraden aus ihrer Kindheit zusammen.

Da hub ein Fragen und ein Erzählen an! Hatten sich die zwei doch seit 40 Jahren, seit ihrer Konfirmation nicht wieder gesehen.

„Das Paradies aller Kirchwalder Kinderherrlichkeiten war halt doch der Krämerladen deines Urgroßvaters, des „alten Lehmann“, wie er von Jung und Alt genannt wurde“, meint schmunzelnd der ehemalige Kirchwalder zu meiner Mutter. „Ich seh ihn noch vor mir, aufrecht und stramm, trotz seines hohen Alters. Wurde er nicht fast hundert Jahre alt?“

„Ja, ja, so ist's“, bestätigt meine Mutter, „93jährig war er, als eine Lungenentzündung ihn hinwegraffte. Bis zu seinem Tod war er immer rüstig und schaffig wie ein Junger, und lesen und schreiben konnte er noch ohne Brille!“

„Ja, nur zu gute Augen hatte er für uns Kinder“, lacht der alte Kirchwalder. „Nichts, auch gar nichts entging seinem scharfen Blick. Doch trotzdem wir einen gewaltigen Respekt vor ihm hatten, konnten wir es nicht lassen, ihn zu ärgern.“

Du weißt doch noch, meiner Eltern Haus und sein Haus waren aneinander gebaut.

Wie oft haben wir uns Kinder, du warst auch manchmal dabei, in seinen Estrich geschlichen, in dieses Märchenreich! Da lagen alte wundervolle Bücher und Bilder herum und so schöne, blumige Kartonkörbchen, die Sehnsucht eurer Mädchenherzen.

Und magst du dich noch an den wunderbaren grünen Affen besinnen, der so flink hinauf und herunter kletterte, wenn man an einem Schnürchen zog?

Da hatte es herrliche Trögli mit prächtigen roten, gelben, blauen Blumen ringsherum bemalt. Und drinnen lagen wunderliche, alte Kleider, die auf uns zu warten schienen, daß wir hineinschlüpfen, um die schönsten, traurigsten Sachen aufzuführen.

Alle Kindergeschichten hatten wir uns dramatisiert: „Genoveva“ und „Das Blumenkörbchen“ und „Das Täubchen“ und wie sie sonst noch hießen, alle diese Erzählungen, so süß, so traurig, daß sie Bein und Stein — nicht nur eure sanften Mädchenherzen — erweichten.

Und waren wir am schönsten dran, beim Theaterspielen, stund sicher plötzlich der alte Lehmann unter uns und gab denen, die er gerade erwischte, eine saftige Ohrfeige. „Wollt ihr machen, daß ihr sofort hinunterkommt, ihr donnerts Schlingeln!“ rief er dann zornig. „Einem alles zu durchschrauben und dazu zu lärmidieren, daß man meinen könnte, das Haus falle ein. Wenn ich euch noch einmal hier oben erwische, dann wird's euch schlecht ergehen! Sawohl!“

Aber wie schlecht es uns ergehen sollte, haben wir zum Glück nie erfahren; denn außer einigen Ohrfeigen und Haarrupfen blieb es bei dieser Drohung.

Besäßen wir je einmal einen Rappen oder gar zwei, dann brannten sie uns in der Hand, bis sie beim alten Lehmann landeten.

Dafür erhielten wir herrliche rote Himbeertäfel oder sogar ein Hustentäfel, so groß, daß es kaum im Mund Platz hatte. Aber am besten und ausgiebigsten war halt doch das Süßholz, an dem man so herrlich lang kauen konnte, oder der Bärenreiß. Und ganz am allerfeinsten schmeckten noch die „Schuhriemen“ und die „Geißböbnli“!

Als ich noch klein war, schickten mich die ältern Buben oft zum alten Lehmann:

„Geh, hol für uns „Schmiermidüre“ oder „Saumilang“!“

„Und die Baken?“ fragte ich.

„Bekommt es ohne solche. Geh nur!“

Und ich Vertrauensfelliger ging.

„Los Bub, wenn du mich noch einmal sprengst, so bekommst du das nächstemal „Schmiermidüre“, daß du dann für eine Zeitlang genug hast!“ wetterte der alte Lehmann erboht.

Wollte es aber das Glück, daß das Menneli, seine Haushälterin, im Laden war, dann sagte das Gute:

„Ja, ich weiß schon, die dummen Buben haben dich wieder geschickt. Aber grad extra mußt du jetzt zwei „Schuhriemen“ haben. Doch gib ihnen dann nur nichts davon.“

Draußen pakteten natürlich die Buben auf mich. Durch die Türscheibe hatten sie den ganzen Vorgang erspäht und lockten mir nun von meinem Schatz ab, bis nicht mehr viel übrig blieb für mich.

Eines Tages stand ich wieder in diesem herrlichen Krämerladen!

„Für zwei Zweiräppler Baredred“ verlangte ich.

„Zeig, hast du Geld?“ wollte der schon so oft Gefoppte erst wissen.

Stolz streckte ich ihm die zwei glänzenden Zweiräppler hin.

„Bub, wo hast du die her?“ fragte er mich streng und verwundert und blickte mir gar scharf in die Augen.

„Eh, gefunden!“

„Wo gefunden? Lügst mich nicht an, he?“ und seine Augen blickten immer strenger. „Wart da!“

Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte. Jetzt, da ich einmal mit Geld in den Laden kam, war's auch nicht recht. —

Nach einigen Minuten kehrte er mit meinem Vater zurück. Du weißt sicher noch, wie streng auch er war.

Nun begann ein scharfes Verhör. Ich mußte mit ihnen gehen und zeigen, wo ich die zwei Napoleönlein — denn solche waren es — gefunden hatte.

Zum Glück sah man unter dem Baum, wo ich das Gold gefunden, noch den deutlichen Abdruck davon. So war kein Zweifel mehr an der Wahrheit meiner Aussage. Und erst recht mußten mir die zwei Männer glauben, als sie selbst am gleichen Ort, ein wenig von Erde verdeckt, noch drei weitere Napoleönli fanden.

„Eh, wer kann das Geld hier verloren haben?“ wunderten sie sich. Und nach langer Beratung, wie der Verlierer ausfindig zu machen sei, beschlossen sie, ein Inserat im Blättlein aufzugeben.

Auf dieses hin kamen verschiedene angerückt, die das Geld wollten verloren haben.

Natürlich wurden sie von den Gestrengen immer scharf verhört.

„Banknoten oder Fünflieber? Wo verloren?“

Keiner konnte sich richtig ausweisen.

Bis eines Abends ein Jude daher kam, ein kleines, verhußeltes Männlein. Ich sehe es noch jetzt vor mir.

„Wie viel wars?“ wurde er gefragt.

„Fünf oder sechs Napoleönli“, gab er zur Antwort.

Der alte Lehmann wechselte einen Blick mit meinem Vater: „Das könnte stimmen!“

„Wo hast du sie verloren?“ wurde er weiter examiniert.

„He, unter dem letzten Süßgrauedbaum gegen das Saal hin, muß es gewesen sein. Dort verhandelte ich gestern vor drei Wochen mit dem Breiten-Fritz wegen einer Kuh.“

Da war kein Zweifel mehr; das Geld gehörte dem Juden.

Die fünf schönen, glänzenden Bagen wurden ihm ausgehändigt.

Aber was machte das brave Männlein? Gab mir ein Napoleönli, dem Vater eins und dem alten Lehmann eins.

„So, und die zwei andern behalte ich für mich. Dann ist der Kuchen brüderlich geteilt“, meinte er.

Die zwei Männer wollten nichts davon wissen: „Das war unsere Christenpflicht, den Verlierer zu suchen.“

„Und meine Juden-Schuldigkeit ist es, euch den Finderlohn dafür zu geben. Nehmt das Geld! Ich will's so haben!“

Das ist die Geschichte von den Napoleönli und vom braven Südlein“, schließt der alte Kirchwalder seine Er-



Vom großen Brand in Mürren. — Brandstätte des Bazars Amstutz und des Hotels Edelweiß. (Phot. C. Foltz, Wien)

zählung. „Erinnerst du dich nicht mehr daran“, fragt er meine Mutter.

Bei all dem Erzählen und Zuhören der alten lieben Jugenderinnerungen ist es den beiden so wohl und heimelig geworden und ihre Augen leuchteten.

Aus der politischen Woche.

Die erste Kammerwoche in Paris

ist ohne Sensation vorübergegangen. Im Palais Bourbon wurde diesmal nur eine Politik gemacht: die des Frankens. So will es der „Diktator“ Poincaré, oder besser will es die von der Hochfinanz diktierte Notwendigkeit. Alle Interpellationen wurden ad calendae graecas verschoben; Poincaré hatte jedem der 60 Interpellanten 5 Minuten zugewilligt; wenn ein Antrag fiel, der ihm das Konzept störte, so stellte er die Vertrauensfrage und siegte dann regelmäßig mit großen Mehrheiten.

Der Franken steigt und steigt; er ist bald bei Punkt 20 angelangt; 100 französische Franken kosten jetzt 20 Schweizerfranken. Geläufiger ist dem Franzosen der Vergleich mit dem englischen Pfund. Vor drei Monaten galt dieses noch 240, jetzt bloß noch 140 französische Franken. Warum steigt der Franken und wozu? Man ist sich nicht recht klar über dieses Steigen. Ist die Frankenhause über ihr natürliches Ziel hinaus für Frankreich bekömmlich, oder wird diesem finanziellen Versailles Poincarés wieder ein Rückschlag folgen wie dem politischen? Die Annahme ist berechtigt, daß die Spekulanten dahinter stehen, sie kaufen und verkaufen wieder auf Gewinn. Wenn dann die große Masse vom Spekulationsfieber erfaßt ist, ziehen sich die Manager vom „Frankengeschäft“ zurück, der Krach folgt und hängen bleiben, wie immer, die kleinen Spekulanten, die sich haben mitreißen lassen.

Daß die Frankenhause keine natürliche ist, beweist der Umstand, daß trotzdem das Pfund billiger wird, die Einfuhr also leichter ist, die Inlandpreise steigen; steigen so, daß der Auslandsstandart beinahe erreicht ist. Wegen dem Wegfallen der Differenz, die den Franken im Inlande kaufkräftiger machte als im Auslande, stockt das Exportgeschäft und stockt die Exportindustrie. Käme jetzt der von ganz Frankreich erwartete Preisabbau — bis heute ist bloß das Brot um sechs Centimes das Kilo billiger geworden — dann würde morgen schon ganz Frankreich in der schönsten Deflationskrise stehen. Aber die hohen Steuern sorgen schon dafür, daß dieser Preisabbau nicht so bald kommt; denn jeder Kaufmann schlägt die 20 Prozent des Einkommens,